

Beth Miller
Wort für Wort zurück ins Leben

Beth Miller

Wort für Wort
zurück ins Leben

Roman

Aus dem Englischen
von Susanne Just

dtv



Deutsche Erstausgabe 2024

© Beth Miller 2022

Titel der englischen Originalausgabe:

›The Woman Who Came Back to Life‹

(Storyfire Ltd trading as Bookouture, London 2022)

© 2024 der deutschsprachigen Ausgabe:

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Lektorat: Anne Rudelt

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagmotive: FinePic®, München

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gesetzt aus der Sabon

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21882-5

*Für Liz und Jacq
und diese alte, große Magie*

PROLOG

Das letzte Mal habe ich Dad vor achtundzwanzig Jahren gesehen, im Jahr 1990. Wobei, das stimmt so nicht wirklich. Um ganz genau zu sein, habe ich ihn 1990 nur *fast* gesehen.

Ich hatte mir damals den Tag im Friseursalon freigenommen und bin in einen Zug nach London gestiegen, dann in einen anderen Richtung Küste und schließlich in einen dritten bis Rye.

Ich hatte meinen Vater beinahe acht Jahre lang nicht mehr gesehen. Mein Plan war, ihm den Brief zu zeigen, den er mir geschrieben hatte; ihn zu zwingen, sich seine eigenen Worte anzusehen:

Liebe Pearl, bitte komm nicht, es ist ungünstig. Francis.

Nicht ›Dad‹, sondern Francis.

Rückblickend kann ich kaum glauben, dass ich damals tatsächlich losgezogen und überhaupt so weit gekommen war. Für jemanden, der Konfrontationen gewöhnlich eher vermied, war mein Verhalten sehr gewagt. Sicherlich hätte Dr. Haywood etwas Aufschlussreiches dazu gesagt, hätte ich mich je dazu entschließen können, ihm davon zu erzählen.

Damals kaufte ich in der Bahnhofsbuchhandlung eine Straßenkarte von der Gegend und folgte der Hauptstraße

durch die Stadt. Das Zentrum von Rye war malerisch: mit seinen Kopfsteinpflasterstraßen, den vielen Fachwerkbauten und verschiedenen Tea Rooms, aus denen, wo ich auch hinsah, Touristen strömten.

Als ich losging, war ich noch zuversichtlich, aber als ich an den Geschäften vorbei und zu den Ausläufern der Stadt kam, konnte ich spüren, wie mein berechtigter Zorn, der mich bis hierher gebracht hatte, langsam verflog.

Die hübschen Straßen gingen in ein eher unscheinbares Wohngebiet über, und je näher ich zu Dads Straße kam, desto langsamer und unentschlossener wurde ich. Dennoch schaffte ich es schließlich zur Pendlebury Avenue und letztendlich sogar bis zu Dads Haus. Doch plötzlich hatte mich meine Streitlust komplett verlassen, und ich konnte mich nicht dazu überwinden, die Verandastufen hinaufzugehen und an die Haustür zu klopfen. Mein Herz hämmerte in meiner Brust und das Atmen fiel mir zunehmend schwerer. Meine Beine fühlten sich so schwach an, dass ich mich auf den Gehsteig setzen und um Luft ringen musste.

Ein paar Passanten gingen vorbei, aber es war mir zu peinlich, jemanden um Hilfe zu bitten. Doch dann beugte sich ein junger Mann in ungefähr meinem Alter, Anfang zwanzig, mit Irokesenhaarschnitt und einem Nasenpiercing, zu mir herunter und teilte mir, nach ein paar kurzen Fragen, behutsam mit, dass ich gerade eine Panikattacke hatte. Es war meine erste. Ich wusste also noch nicht, dass man sich dabei immer so fühlt, als würde man sterben. Also sagte ich ihm, er müsse sich irren: Das sei definitiv ein Herzinfarkt. Schließlich gab ich nach und ließ mich von ihm ins örtliche Krankenhaus fahren, obwohl es mir, als wir bei der Notaufnahme ankamen, natürlich wieder gut ging. Aber die Krankenschwester meinte, es wäre bestimmt

keine schlechte Idee, sich einmal durchchecken zu lassen. Der junge Mann – an seinen Namen erinnere ich mich nicht mehr – wartete mit mir und erzählte von den Panikattacken, die er selbst in der Schule erlebt hatte. Nachdem mir ein einwandfreies Gesundheitszeugnis ausgehändigt worden war, setzte er mich am Bahnhof ab. Ich bedankte mich bei ihm und wir verabschiedeten uns. Freundlichkeit zwischen einander fremden Menschen.

Ich dachte an diesem Tag nicht einmal daran, noch mal zu Dads Haus zurückzukehren. Stattdessen verstand ich die Panikattacke als ein wenig subtiles Zeichen und machte mich auf meinen langen Rückweg durch das Land nach Hause. Damals hörte ich auf, ihm zu schreiben, und nach ein paar harten Jahren, in denen ich um den Vater trauerte, den ich geliebt hatte, dachte ich mehr oder weniger fast gar nicht mehr an ihn.

PEARL

Ich ging durch den Wald und achtete auf die Rufe der Vögel. In meinen Ohren klangen französische Vögel anders als englische. Als ich ein Gezwitscher hörte, das vielleicht von einer Singdrossel kommen könnte, blieb ich stehen und hob meinen Feldstecher. Sein vertrautes Gewicht schmiegte sich an die Vertiefungen meiner Augenhöhlen.

Gerade als ich den Hals reckte, um hinaufzusehen, begann das Handy in meiner Tasche zu klingeln und durchbrach den Frieden des Waldes. Ein ungewohntes Geräusch: Mein Handy klingelte nur selten. Ich bekam nie einen von diesen unzähligen Enkeltrick-Anrufen, von denen Leute mit Smartphones geplagt wurden. Und das Bedürfnis, das Internet in der Hosentasche mit mir herumzutragen, hatte ich noch nie gehabt.

Ich klappte mein antikes Mobiltelefon auf, doch als ich den Namen des Anrufers sah, machte ich es beinahe gleich wieder zu. Mein Bruder und ich hatten schon seit über einem Jahr, vielleicht sogar zwei, nicht mehr miteinander gesprochen. Unsere Kommunikation beschränkte sich auf gelegentliche E-Mails. Ich wusste, dass er einen dringenden Grund für den Anruf haben musste, und vermutete, dass es keine guten Nachrichten waren.

»Hi, Greg«, sagte ich und ein schwaches »Hi, Greg« echote zu mir zurück. Handys waren für echte Telefonate hoffnungslos ungeeignet. Ich dachte an das plumpe graue

Festnetztelefon aus meiner Kindheit zurück, dessen Hörer mir mein Dad immer hingehalten hatte, wenn eine Freundin anrief. Damit hatte man kristallklare Unterhaltungen führen können.

»Pearl. Gott sei Dank. Ich war mir nicht sicher, ob du rangehen würdest.« Gregs Stimme, blechern und widerhallend, ließ mich wieder zu der jüngeren, weniger selbstsicheren Version meiner selbst werden. »Passt es dir gerade?«

Würde es mir jemals passen, mit ihm zu reden? »Ja, klar ... Ist alles in Ordnung?«

»Nicht wirklich. Tut mir leid, Pearl. Es geht um Dad. Er ist im Krankenhaus.«

Ich spürte, wie mir ein Schauer über den Rücken lief.

»Woher weißt du das?«

»Eine Krankenschwester hat mich angerufen.« Er zögerte, dann fügte er hinzu, vermutlich um meine nächste Frage vorwegzunehmen: »Ich nehme an, dass Dad sie darum gebeten hat.«

»Ernsthaft? Warum?« Dad hatte seit über dreißig Jahren keinen von uns sehen oder sprechen wollen. Ich ging weiter, das Telefon fest ans Ohr gepresst. »Woher um alles in der Welt hatte er deine Nummer?« Meine hatte er nämlich todsicher nicht.

»Keine Ahnung. Spielt das denn eine Rolle? Die Krankenschwester hat gesagt, dass er sehr krank ist und es wahrscheinlich heute, spätestens morgen so weit ist.«

»Was fehlt ihm denn, hat sie das auch gesagt?«

»Irgendwas am Herzen, glaube ich.«

Wie ironisch: Lange hatte ich angenommen, Dad hätte gar kein Herz.

»Egal«, fuhr Greg fort, »ich wollte nur, dass du Bescheid weißt.« Beim letzten Wort stockte seine Stimme.

Ich kam in der Mitte des Waldes an, meinem Lieblingsplatz, wo die Bäume eng genug beieinander standen, um hoch oben ein Blätterdach zu bilden, das aber immer noch Sonnenlicht hindurchließ. Ich saß gerne hier, mit dem Rücken an den glatten Stamm einer Birke gelehnt, und fing mit Kreide oder Malfarben die Bewegungen des Lichts ein, das durch die Blätter fiel. Es war sehr friedlich. Andere Leute fühlten sich wahrscheinlich beim Meditieren so, aber mit diesem Mindfulness-Kram hatte ich noch nie viel anfangen können. Mein Kopf war nie leer. Viel ruhiger als mit meinem Zeichenblock im Wald wurde ich eigentlich nie.

»Geht's dir gut, Greg?«

»Nicht wirklich.«

Ich ließ mich an meinem Baum hinabrutschen, saß auf seinen knorrigten Wurzeln und beobachtete die Flecken aus Sonnenlicht, die schimmernd über meine Jeans tanzten.

»Jetzt kann nichts mehr geklärt werden, oder? Alles, was nie ausgesprochen wurde. Jetzt ist es zu spät.« Gregs letzte Worte waren kaum mehr hörbar. Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann ich ihn zuletzt weinen gehört hatte.

»Aber Greg, den Kontakt zu uns hat er schon vor einer Million Jahren abgebrochen. Er hat sich nicht für uns interessiert, das hat er immer wieder unmissverständlich klargemacht.«

»Trotzdem trifft es einen, oder?« Er schniefte. »Ich muss noch Benjy anrufen, also lass uns Schluss machen.«

Ein Hase schoss genau vor mir aus dem Gebüsch, ließ mich hochschrecken und verschwand dann sofort wieder im Unterholz.

»Versuchst du, ihn noch zu sehen?« Ich wusste nicht, was mich dazu gebracht hatte, das zu fragen. Warum um

alles in der Welt sollte Greg das, nach all den Jahren des Schweigens? Aber mein Instinkt trog mich nicht.

»Ich ... ich glaub schon.«

»Grundgütiger! Wirklich?« Etwas regte sich in mir – Verärgerung vielleicht –, weil Greg es zuließ, sich in Dads finales Drama hineinziehen zu lassen.

»Letzte Chance, oder? Ich fänd's wahnsinnig schlimm, später zurückzublicken und, du weißt schon ... Ich würde es bereuen, nicht da gewesen zu sein.«

Ich kam auf die Beine, zu hibbelig, um still zu sitzen. »Na, dann viel Glück. Grüß Ben von mir.« Ich klappte das Handy zu, ohne Tschüss zu sagen, und ging schnell den Pfad zurück. Verdammter Greg! Da platzte er einfach mitten in meinen ruhigen Tag und zog mich wieder in all das hinein, das ich mit so viel Kraft hinter mir gelassen hatte. Auch wenn ich wusste, dass es nur ein paar Minuten sein konnten, kam es mir wie Stunden vor, bis der vertraute Anblick unseres Cottages in Sicht kam, das, umgeben von einem niedrigen weißen Holzzaun, mitten auf einer kleinen Lichtung stand.

Als wir planteten, hierherzuziehen, hatten alle auf die Fotos vom Cottage ähnlich reagiert. Alle bis auf meine Schwägerin Eleanor. Im Friseursalon sagte mein Team zu mir: *Du hast aber Glück. Das ist so idyllisch. Könnten wir nur auch dort wohnen* und so weiter. Sogar meine Brüder waren voller Begeisterung. Benjy teilte mir mit, wann er zu Besuch kommen würde, und Greg meinte, es sehe sehr friedlich und hübsch aus.

Nicht so aber Eleanor. Sie scrollte durch meine Bilder und hielt bei einem Foto inne, auf das ich besonders stolz war: Der Wald hinter dem Cottage wirkte darauf dunkelgrün und einladend.

»Sieht aus wie das Haus in diesem Märchen«, sagte sie.

»Oh, danke!«, erwiderte ich. »Schon, oder? Wie das Häuschen der sieben Zwerge bei *Schneewittchen*?«

»Nein«, widersprach sie mit einem ironischen Lächeln, das der Antwort kaum die Schärfe nahm. »Ich meine das aus Lebkuchen in *Hänsel und Gretel*.«

Denny war gerade in seiner Werkstatt, die sich bei uns dort befand, wo in einem normalen Haus das Esszimmer wäre. Er sagte an etwas herum, hielt aber inne, als er mich reinkommen hörte.

»Das ging aber schnell!« Er drehte sich um, die Kreissäge in der Hand, und nahm seine Schutzbrille ab. Mit seinem karierten, am Kragen offen stehenden Hemd, der grünen Chinohose und den dunklen, von Silberfäden durchzogenen Haaren sah mein Mann aus, als ob er einer ›Aktivbleiben mit-Mitte-fünfzig‹-Werbung für eine Werkbank oder vielleicht auch für eine Hämorrhoiden-Creme entsprungen wäre. »Du bist doch erst vor zwanzig Minuten los.«

»Greg hat angerufen. Anscheinend liegt mein Vater im Sterben.«

»Oh! Woher weiß Greg das denn?« Denny legte die Kreissäge weg.

»Genau das hab ich ihn auch gefragt!« Ich ging zum Fenster und blickte hinaus auf die Bäume.

»Geht's dir gut?« Denny kam zu mir herüber und legte einen Arm um mich. »Das muss dich verstört haben. Ich meine, nicht nur der Zustand deines Dads, sondern überhaupt von Greg gehört zu haben – das letzte Mal ist ja inzwischen auch schon länger her.«

»Greg redet sogar davon, Dad zu besuchen, kannst du dir das vorstellen?«

»Na ja, ich glaube, dass solche Situationen die Leute auf seltsame Art und Weise berühren. Und im Vergleich zu dir schien es Greg auch mehr ausgemacht zu haben, dass ihr Geschwister keinen Kontakt mehr zu eurem Vater hattet.«

Schockiert machte ich mich von Denny los und drehte mich zu ihm um. »Mir soll es nichts ausgemacht haben? Was soll das denn heißen?«

»Nichts ausgemacht ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck, entschuldige. Ich meine bloß, dass du akzeptiert hast, wie es ist.«

»Das ist genau dasselbe! Ich habe es nie akzeptiert! Die Tatsache, dass ich es niedergerungen und aus meinen Gedanken verbannt habe, bedeutet nicht, dass es mir gleichgültig war.«

Denny hob entschuldigend die Hände. »Tut mir leid. Ich hab komplett das Falsche gesagt. Kann ich dir irgendwas bringen? Einen Kaffee? Ich hab gerade einen aufgesetzt.«

Ich bemühte mich, wieder ruhiger zu atmen. »Ja, bitte«, sagte ich in einer etwas höheren Stimmlage als sonst.

Als Denny den Raum verlassen hatte, fischte ich mein Handy aus der Tasche und drückte schnell auf eine Nummer, damit ich ja keine Zeit hatte, darüber nachzudenken, was ich da gleich tun würde. *Damit abgefunden*. Also ehrlich!

»Ich komme mit«, verkündete ich, und meine Stimme echote quiekend zu mir zurück.

Es folgte ein kurzes Schweigen.

»Was hast du gesagt?«, fragte Greg.

»Ich werde den nächsten Flug nehmen.«

»Aber du hasst ihn doch! Du hast immer gesagt, dass du ihn hasst!«

»Ich weiß.«

»Pearl.« Ich hörte, wie Greg in den Modus ›geduldiger großer Bruder‹ schaltete. Das nervte mich immer noch genauso wie damals, als ich zehn war. »Du kannst gerade nicht klar denken. Du kannst nicht ...«

»Doch, das kann ich. Und das will ich auch.« Warum wollte ich das? Was zur Hölle war hier eigentlich gerade los? Mein letzter Versuch, Dad zu besuchen, lag nun beinahe dreißig Jahre zurück und hatte mit einer Panikattacke geendet. Nun gut – über den ›warum‹-Teil würde ich mir später Gedanken machen.

»Du bist in Südfrankreich!«

»Dessen bin ich mir durchaus bewusst.« Ich drehte mich wieder zum Fenster und sah einem Vogel dabei zu, wie er von einem Ast aus hoch in den Himmel flog.

»Du wirst also einfach in ein Flugzeug steigen und anschließend in das Krankenhauszimmer eines Mannes hineinspazieren, mit dem du seit Jahrzehnten nicht mehr gesprochen hast?«

»Schreib mir die Krankenhausdetails. Wir sehen uns dann dort.«

»Aber Pearl ...«

Mit einem Klack klappte ich das Handy zu, genau in dem Moment, als Denny wieder hereinkam.

»Den, ich weiß, das klingt völlig verrückt, aber ich will den nächsten Flug nehmen.«

»Was? Wohin?« Denny, mit zwei Kaffeetassen in der Hand, sah verwirrt aus. Das war verständlich, denn außer sonntags, wenn wir im dreißig Kilometer entfernten Millau zu Mittag aßen, ging mein Radius nie weiter als bis zu unserem nächsten Städtchen.

»Aus irgendeinem Grund hab ich das Gefühl, hinfliegen zu müssen ...«

Denny blinzelte langsam. »Du willst nach England fliegen? Jetzt? Um ... deinen Vater zu sehen?«

Ich nickte und ging in Gedanken durch, was ich brauchte. Wechselkleidung, ein Buch, meinen Laptop. Wo war mein Pass? Den hatte ich schon länger nicht mehr gebraucht. Ach, warum sollte ich lügen? Ich wusste ganz genau, wann wir das letzte Mal in England gewesen waren: vor fünf Jahren und einem Monat.

»Sollen wir uns vielleicht einfach mal für einen Moment hinsetzen?«

»Das geht nicht, Denny, ich muss in die Gänge kommen ...«

Doch Denny nahm sanft meine Hand und führte mich zu dem mit Sägespänen übersäten Sofa. »Nur eine Minute. Damit ich das alles richtig verstehen kann.«

»Okay, aber nur kurz.« Der Großteil meines Gehirns wusste, dass ich irrational handelte. Der Rest ratterte gerade durch die logistische Umsetzung meines Vorhabens.

Denny reichte mir einen Kaffee. »Hat Greg verlangt, dass du kommst?«

»Nein. Er war eher schockiert, dass ich kommen will.«

Denny sah mir in die Augen. »Schatz, ich weiß, wie er sich fühlt.«

»Ich bin ja selbst schockiert. Aber ich will hinfliegen.«

»Warum?« Seine Stimme war sanft, beruhigend. »Deine Familie ... Du hast so hart daran gearbeitet, dich zu distanzieren. Und was deinen *Vater* angeht ... ich könnte Greg an die Gurgel gehen, dass er dich damit belastet.«

Denny war immer sehr beschützend. Normalerweise mochte ich das. Aber manchmal hörte er deswegen nicht, was ich sagte.

»Das ist nicht seine Schuld, er hat mir nur Bescheid gesagt.«

»Bist du denn *traurig*?« Denny warf mir einen verstohlenen Blick zu und versuchte einzuschätzen, was ich fühlte. Für ihn wäre der Gedanke, dass ich über den bevorstehenden Tod meines schrecklichen Vaters traurig sein könnte, merkwürdig. Aber nein, es war nicht fair, alles auf Denny zu schieben. Für mich wäre es auch merkwürdig.

»Ich bin nicht wirklich traurig«, erklärte ich. »Es hat mich nur aus der Bahn geworfen, dass Greg hinfahren und ihn besuchen will. Das ist alles.« Dieses bizarre, verfrühte Gefühl der Trauer wollte ich mir nicht eingestehen. Ich hatte geglaubt, dass ich schon vor langer Zeit ausreichend um meinen Vater getrauert hätte, aber in meinem Bauch spürte ich einen seltsamen, wenngleich auch irgendwie vertrauten Schmerz, der von dem Moment an da gewesen war, als ich Gregs Stimme gehört hatte.

Denny umarmte mich. »Du Arme.«

Ich ließ mich kurz von ihm trösten, löste mich dann aber aus der Umarmung. »Gut. Ich sollte jetzt lieber loslegen. Kannst du für mich nach Flügen schauen, während ich meine Tasche packe?«

»Klar. Und falls du es dir, äh, anders überlegst, ist das auch in Ordnung.«

Ich nickte abgelenkt und versuchte, mich daran zu erinnern, wo meine kleine Reisetasche war. Ich ging ins Obergeschoss und entdeckte sie schließlich ganz eingestaubt auf dem Schrank. Erleichtert stellte ich fest, dass mein Pass noch immer im vorderen Reißverschlussfach steckte. Eine Schrecksekunde lang dachte ich, der Pass könnte abgelaufen sein, doch Gott sei Dank war er noch achtzehn Monate

gütig. Ich packte etwas Kleidung und meinen Kulturbeutel zusammen und ging dann wieder nach unten.

Denny saß immer noch in seiner Werkstatt, genauso wie ich ihn zurückgelassen hatte.

»Was hast du zu den Flügen herausgefunden?«, fragte ich.

»Du weißt, dass du dich nicht unter Druck setzen lassen musst, oder?«

»Was meinst du?« Ich ließ meine Tasche auf den Boden fallen und setzte mich neben ihn. »Niemand setzt mich unter Druck. Ich will hinfliegen.«

»Es ist wegen Eleanor, oder?«, mutmaßte Denny. »Ihr konntest du noch nie etwas abschlagen.«

»Ich hab nicht mal mit ihr geredet!« Ich legte ihm die Hand auf den Arm. »Hast du die ganze Zeit hier rumgesessen und dich in etwas reingesteigert?«

»Sie wird außer sich sein vor Freude, dass du kommst. Sie wird alle möglichen Gründe finden, damit du nicht mehr zurückkehrst.«

»Denny, das ist doch kompletter Unsinn. Denkst du etwa, dass ich gar kein Rückgrat habe? Ich werde meinen Vater besuchen, bevor er den Löffel abgibt, und dann zurückkommen. Das ist alles.«

»Sie werden dich zum Bleiben überreden wollen. Die hören dir doch gar nicht zu.«

»Da sind sie nicht die Einzigen!« Frustriert warf ich die Hände in die Luft. »Du weißt doch, dass sie mich schon hundert Mal eingeladen haben, seitdem wir hierhergezogen sind! Immer veranstalten sie irgendwelche Geburtstagspartys oder Weihnachtsessen oder weiß Gott was ... Osterpicknicks, Sonntagsbrunchs und Taufen, und bisher habe ich zu alle Nein gesagt.«

»Na ja ... du hast nicht wirklich Nein gesagt, oder? Du hast einfach nicht geantwortet.«

»Was war letztes Jahr mit Eleanors 45. Geburtstag?« Ich stand auf. Meine Stimme kam mir lauter vor als sonst. »Sie hat mir gesagt, dass ich die einzige Person sei, die sie wirklich sehen wolle, weißt du noch? Und trotzdem bin ich nicht hingegangen. Nicht dorthin und auch sonst nirgendwohin. Und das seit ...« Und da an diesem Morgen sowieso schon alles drunter und drüber ging und ich ziemlich übermütig war, sprach ich es aus: »Gracies Taufe.«

Wir starrten uns an und ich konnte die Furcht in Dennys Augen sehen. Die Furcht davor, was es bedeuten könnte, in genau dieses Wespennest zu stechen.

Einen Augenblick später sah er weg. Ich wusste, dass er nicht darauf eingehen würde.

»Was ist mit der Arbeit? Deinen Kunden ...«

»Die kann ich leicht verschieben. Denny, mein Vater stirbt!«

»Aber du hast ihn doch jahrelang kaum erwähnt!«

»Und nur weil ich ihn nicht erwähnt habe, dachtest du, dass mich das nicht mitnehmen würde?«

»Na ja ... ja.«

»Das dachte ich auch.« Ich setzte mich wieder hin. »Aber ich will wirklich hinfliegen.«

Es folgte ein kurzes Schweigen.

»Gut.« Denny setzte sein entschiedenes Gesicht auf. Ich mochte diesen Ausdruck an ihm. »Wenn du so fest entschlossen bist, komme ich eben mit.«

»Das musst du nicht.«

»Doch. Ich bin alles, was noch zwischen dir und deiner Familie steht.« Er holte sein Handy heraus. »Ich buche uns jetzt die Flüge.«

8. Januar 2018

Roberta sagte, sie hätte noch um ein paar Details gebeten, aber es sähe vielversprechend aus. Ich fragte, wie lange das dauern würde, obwohl ich wusste, dass sie mir das nicht beantworten konnte; sie konnte lediglich die Informationen weitergeben. Ich bin wohl der Einzige, dem es äußerst dringend war. Ich sagte, sie solle sie bitte unbedingt wissen lassen, wie leid es mir tut. Dass das überhaupt nicht das wäre, was ich wollte. Ich habe mir immer gewünscht, dass alles anders wäre. Manchmal bin ich fassungslos, was für einen Schlamassel ich angerichtet habe. Die arme Roberta, die mir zuhören musste! Sie war sehr geduldig. Hat mir immer wieder gesagt: Francis, mach dir keine Sorgen, ich werde mein Bestes für dich tun. Ich gab ihr die Adresse der Kirche und sagte ihr, es wäre notwendig, alles geheim zu halten. Ihre Stimme war so freundlich. Wie gerne wollte ich ihr sagen: Roberta, ich habe so viel vor meiner Frau verheimlicht. Schon allein daran zu denken, fühle sich wie Untreue an. Ich weiß, dass ich ohne sie verloren wäre.

Roberta sagte, sie würde sich bald wieder melden, und dabei musste ich es dann belassen. Ich eilte nach Hause und dachte die ganze Zeit über diesen Menschen nach, den ich nie kennengelernt habe. Trotz all meiner Versäumnisse hoffe ich wirklich, dass sie und du einen Weg finden werdet, um die verlorene Zeit wieder aufzuholen.

PEARL

Die Fahrt mit dem Van nach Rodez war hektisch. Wir wussten, dass es knapp werden würde, und tatsächlich verpassten wir den Flug ärgerlicherweise um eine Viertelstunde. Wir buchten also um und mussten drei Stunden warten. In England hatten dann auch noch die Züge nach Hastings Verspätung. Aber das war letztlich eigentlich auch egal: Wir schafften es nicht rechtzeitig.

Als Denny und ich in der Dämmerung endlich aus dem Taxi sprangen, wartete Greg schon vor dem Conquest Hospital. Zu dritt standen wir auf dem Vorplatz und blinzelten uns im grellen Halogenlicht an, das aus dem Inneren kam. Greg schüttelte den Kopf, sein Gesicht sagte alles.

»Geh nicht«, hielt er mich zurück, als ich zur Tür stürzen wollte. »Jenie und Andrea sind gerade drin.«

Natürlich. Wie im Leben, so im Tod: Dads zweite Familie war die, die bei ihm sein durfte.

»Wann ist er ...?«, fragte ich.

»Vor ungefähr einer Stunde. Tut mir echt leid.«

»Warst du dort? Bei ihm?« Ich würde nicht weinen. Es wäre dumm und würdelos, so vor dem Krankenseingang zu stehen, wo Leute kamen und gingen, Patienten im Schlafanzug wie Schlote rauchten und Krankenwagen an- und abfuhrten. Ich hatte mir so große Mühe gegeben, hierherzukommen, ohne wirklich zu verstehen, warum ich das tat, um dann an einer Stunde zu scheitern – das erschien

mir schrecklich ungerecht. Denny legte seinen Arm um meine Schultern.

»Jeanie war in seinen letzten Momenten bei ihm. Ich konnte ihn heute früh noch sehen. Er hat geschlafen.« In einer entschuldigenden Geste breitete Greg die Arme aus. »Ich wünschte, ich hätte dir früher Bescheid gesagt, Pearl.«

»Wir hätten es schaffen können«, haderte ich und löste mich von Denny, »wenn wir nicht so lange rumgetrödel hätten, ehe wir zum Flughafen gefahren sind.« Noch während ich es aussprach, wusste ich, dass ich nicht auf Denny, sondern auf mich selbst wütend war. *Warum zur Hölle* war ich hergekommen und hatte mich diesen Gefühlen geöffnet? Gefühle, die schon längst hinter mir liegen sollten?

»Das hätte keine Rolle gespielt«, erwiderte mein Bruder und versuchte auf seine Greg-Art, die Situation etwas besser zu machen. »Du hättest nicht mit ihm reden können.«

»Es tut mir leid«, sagte Denny.

»Mir auch.« Ich lehnte mich an ihn und er legte seinen Arm wieder um mich. »Und ... was jetzt?«

»Das Hotel, in dem ich wohne, hat noch Zimmer frei«, meinte Greg. »Bleibt doch für heute Nacht, dann können wir entscheiden, was du bis zur Beerdigung machen willst.«

»Beerdigung?« Oh mein Gott. Mein Vater war tatsächlich tot.

So viele Jahre war er nicht mehr Teil meines Bewusstseins gewesen. Jetzt war er es und ich konnte ihn trotzdem nicht sehen. Er war so unerreichbar, wie er es immer gewesen war. Ich wollte schon fragen, ob ich schnell reingehen und ihn sehen konnte, aber das fühlte sich einfach zu bizarr an, um es auszusprechen.

»Du bleibst doch sicher bis zur Beerdigung, oder?«, fragte Greg nach.

»Daran habe ich nicht gedacht«, antwortete ich genau in dem Moment, als Denny Nein sagte.

Greg und ich sahen ihn an, woraufhin er erklärte: »Wir haben nur Sachen für eine Nacht dabei. Und morgen geht unser Rückflug. Wir können nicht wochenlang hierbleiben, oder wie lang auch immer das dauern wird ...«

»Na ja, ich werde mal mit Jeanie reden und schauen, was sie dazu meint.« Greg dirigierte uns in Richtung Parkplatz. »Vielleicht ist sie ja dazu bereit, die Beerdigung schnell abzuhalten.«

»Oh, aber bitte nicht wegen uns«, wiegelte Denny ab.

»Seit wann hast du denn so ein freundschaftliches Verhältnis zu Jeanie?«, wollte ich wissen.

»Da wären wir«, stellte Greg fest und sperrte seinen riesigen Wagen auf. *Natürlich* hatte er ein Auto für eine ganze Großfamilie: Er und Eleanor hatten ja so viele Kinder in die Welt gesetzt. »Ich würde es kein *freundschaftliches* Verhältnis nennen. Wir haben uns ein-, zweimal gesehen, seit Dad krank war.«

Denny und ich saßen zusammen auf der Rückbank, er hielt meine Hand, was, angesichts meines kleinen Ausbruchs, nett von ihm war. Die manische Energie, die mich hierher getrieben hatte, verflüchtigte sich, und ich saß nun da, stumm und betäubt. So war es Denny und Greg überlassen, das Gespräch mannhaft am Laufen zu halten. Sie machten Small Talk über unsere Reise (anstrengend, aber schnell, wobei nicht schnell genug), das Wetter in Frankreich (schöner als hier, *quelle surprise*), Dennys jüngsten Auftrag (eine neue Treppe für eine Kapelle in Rodez, die bisher herausforderndste Konstruktion seines Arbeitslebens) und was Elea-

nor dieser Tage so trieb (natürlich war sie damit beschäftigt, eine berufstätige Mutter zu sein). Denny fing sogar ein paar Fragen für mich ab, wobei einige von seinen Antworten nicht dem entsprachen, was ich geantwortet hätte.

»Du arbeitest also immer noch als Friseurin, Pearl?«, fragte Greg.

»Mhm.«

»Ja«, bestätigte Denny. »Sie hat viel Stammkundschaft. Die lieben sie. Du machst auch Hausbesuche bei ihnen, nicht wahr, Pearl?«

»Mhm.«

»Aber der Salon fehlt dir trotzdem, oder?«

»Nein«, widersprach Denny. »Sie war bereit für eine Veränderung. Außerdem hat sie so mehr Zeit für ihre Kunst. In letzter Zeit hat sie ein paar wunderschöne Naturbilder gemalt.«

Ich fand es toll, wie stolz Denny auf meine Kritzeleien war. Aber Greg interessierte sich weniger dafür.

»Ellie geht natürlich immer noch zum Salon. Sagt aber, dass es ohne dich nicht mehr das Gleiche ist. Peaches macht ihr jetzt die Haare. Sie ist sehr gut anscheinend.«

Natürlich war sie das! *Ich hab ihr schließlich alles beigebracht*, wollte ich schreien. *Sag ihm das, Denny!* Aber wir fuhren bereits vor dem Hotel vor. Ich war überrascht, dass Greg sich für ein süßes, altmodisch aussehendes Gästehaus entschieden hatte, wo er doch normalerweise das modernste Businesshotel wählte.

»Der Premier Inn war schon ausgebucht. Wegen eines Zauberwürfel-Wettbewerbs, könnt ihr euch das vorstellen?«, erklärte er, was einige meiner Fragen beantwortete, allerdings wiederum andere aufwarf, die vermutlich nicht beantwortet werden konnten. Als ich aus dem Auto stieg

und Greg erlaubte, Denny und mir ein Zimmer zu buchen, war ich um Jahre gealtert. Es fühlte sich wahnsinnig seltsam an, wieder hier zu sein. Obwohl ich die ersten sechs- undvierzig Jahre meines Lebens in England verbracht hatte, passte ich laut Denny viel besser in mein Leben in Frankreich.

»Dann sehen wir uns in einer halben Stunde im Restaurant«, verabschiedete sich Greg, als sich unsere Wege trennten. Und das war keine Frage.

Denny und ich machten die Tür unseres kitschigen Zimmers hinter uns zu und ließen uns genau gleichzeitig rücklings aufs Bett fallen.

»Oh. Mein. Gott«, stieß ich hervor.

»Es tut mir wirklich leid.«

»Was tut dir leid?« Ich rollte mich auf die Seite, damit ich Dennys Gesicht sehen konnte. »Du hast nichts getan. Das war allein ich. Ich bin durchgedreht. Ich habe keine Ahnung, was in aller Welt wir hier tun.«

»Es tut mir leid, dass dein Dad tot ist, es tut mir leid, dass Greg so Greg-mäßig ist, und vor allem tut es mir leid, dass wir nicht rechtzeitig hier waren.«

»Nichts davon ist deine Schuld«, beschwichtigte ich ihn und meinte es auch so. Ich setzte mich auf und lehnte mich gegen das Kopfteil. »Warum war es mir auf einmal so wichtig hierherzukommen, wo ich doch jahrelang kaum an Dad gedacht habe?«

»Sag du's mir, Schatz.«

»Ich weiß es nicht!« Ich konnte meine Gefühle von heute Morgen nicht mehr nachvollziehen. »Ich war mir so sicher, dass ich hier sein müsste, dass ein paar letzte Worte der Vergebung fallen würden oder es einen verständnisvollen Blick oder so etwas geben würde. Ich bin so blöd.«

Ich stand auf und ging ins Badezimmer, jeder Schritt der langen, vergeblichen Reise klebte mir auf der Haut. Ich schälte mich aus meiner Kleidung und drehte die Dusche auf. Es war eine von diesen Wasserfallduschen, die besser aussehen, als sie eigentlich sind. Aber ich war in der Stimmung, mich komplett durchweichen zu lassen. Ich drehte die Temperatur des Wassers so hoch, dass es fast unerträglich war, und hoffte, mir damit wieder etwas Verstand einzubrennen.

Als ich mir gerade die Haare wusch, kam Denny herein und rief mir über das Rauschen des Wassers hinweg zu: »Um zwei Uhr morgens gibt es einen Rückflug. Wenn wir in der nächsten Stunde aufbrechen, könnten wir es schaffen.«

Ich lehnte mich aus der Dusche, Shampoo lief mir übers Gesicht. »Es fühlt sich nicht richtig an, sofort wieder abzuhauen.«

»Aber was können wir hier tun? Du willst doch bestimmt nicht bis zur Beerdigung bleiben, oder?«

Ich konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. »Ich glaube nicht. Aber was ist mit Greg? Er erwartet uns zum Abendessen.«

»Er wird es verstehen«, meinte Denny. »Und wenn nicht, ist mir das auch ziemlich egal.«

Ich drehte mich wieder zurück unter die Dusche. »Ich kann dich nicht richtig hören. Warte, bis ich fertig bin.«

Ich ließ mir Zeit im Bad. Als ich ins Zimmer zurückkam, meine Haare in ein großes weißes Handtuch gewickelt, klingelte mein Handy. Das Geräusch wurde mir langsam vertrauter, als mir lieb war. Greg natürlich.

»Ich bin schon unten im Restaurant«, sagte er. »Ich war am Verhungern. Dann also bis gleich? Es gibt Bouillabaisse.«

»Na ja, ich bin – oh!« Ich schaute Denny an. »Er hat aufgelegt.«

»Oh Gott.« Denny vergrub das Gesicht in den Händen.
»Der Fluchtweg schließt sich langsam.«

»Er glaubt, wir würden uns freuen, dass hier französische Gerichte in einer Sussex-Version angeboten werden«, erklärte ich Denny. »Du musst nicht mitkommen, du kannst dir was beim Zimmerservice bestellen, aber ich werde runtergehen ...«

»Glaubst du wirklich, dass ich dich mit Greg allein lasse? Nur Gott weiß, worauf du dich am Ende alles einlässt! Er wird dich noch als Sargträgerin einspannen oder so.«

Greg aß bereits, als wir ins Restaurant kamen. Ich bestellte einen kleinen Nizzasalat und ein großes Glas Weißwein.

»Schlimmer Tag, was?«, kommentierte Greg und wischte sich den Mund ab. »Für uns alle.«

Das war meine erste Gelegenheit, ihn ein Mal richtig zu mustern. Seit ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, waren fünf Jahre vergangen und so sah er auch aus. Er war groß und staatsmännisch, mit breiten Schultern – und ehrlich gesagt: Alles war breit an ihm. Auch seine Haare brauchten dringend einen neuen Schnitt. Wenn er in meinem Friseurstuhl säße, würde ich ihm zuerst einmal die Seiten kürzen – sie kringelten sich schon wie kleine Schmachtlöckchen – und auch das Grau würde ich ausdünnen.

Ich fragte mich, wie ich wohl für ihn aussah. Das letzte Mal, als wir uns gesehen hatten, war ich Mitte vierzig gewesen, aber inzwischen hatte ich die fünfzig überschritten und musste feststellen, wie viel diese wenigen Jahre auf

dem Gesicht einer Frau ausmachten. Es ging nicht nur um neue Runzeln und Fältchen, obwohl diese sicherlich mehr geworden waren. Auch meine blauen Augen, die immer schon mein Markenzeichen gewesen waren, wirkten irgendwie trüber. Ich brauchte jetzt viel Make-up, um ihre frühere Wirkung hervorzubringen; Make-up, das ich gerade nicht trug.

Als ob Greg meine Gedanken gelesen hätte, sagte er: »Trotz der Umstände ist es schön, dich zu sehen. Du siehst genauso aus wie früher.«

»Du Charmeur. Ich bin alt.«

»In diesem Fall bin ich Methusalem. Ich werde immer älter sein als du.«

»Als Kind hat es dir immer gefallen, der Ältere zu sein.« Ich berührte ihn am Arm. »Es tut mir leid, dass du nicht mehr mit Dad sprechen konntest, nach all deinen Bemühungen.«

»Ach, hab ich das gar nicht gesagt? Ich war schon letzte Woche hier, als er noch ein bisschen klarer war. Wir haben uns ein wenig unterhalten.«

»*Wirklich?* Bestimmt seltsam, nach so langer Zeit wieder mit ihm zu sprechen.« Eigentlich hatte ich gedacht, Greg wüsste erst seit heute Morgen, dass Dad im Krankenhaus war, nachdem ihn eine Krankenschwester angerufen hatte. Aber ich war zu müde und durcheinander, um jetzt nachzuhaken.

»Er war ziemlich verwirrt. Ich glaube nicht, dass er wusste, wer ich war.« Greg trank einen Schluck Wein.

»Also, zur Beerdigung.«

»Wir fliegen morgen wieder nach Hause«, warf Denny schnell dazwischen. »Wir können dann aber wiederkommen, wenn Pearl will ...«

»Auf keinen Fall.« Greg stellte sein Glas ab. »Sie wird bestimmt kein zweites Mal hierherkommen. Ich konnte ja schon kaum fassen, dass du heute gekommen bist. Ich lasse euch also auf gar keinen Fall wieder zurückfliegen.«

»Jetzt aber mal halblang«, empörte sich Denny.

»Denny, ich weiß, dass ihr beide Reisemuffel seid«, fuhr Greg fort, »und dass es nicht gerade optimal für euch ist, hier zu sein. Aber ist es wirklich zu viel verlangt, ein paar Tage zu bleiben? Ihr wart kein einziges Mal mehr hier seit ...«

Der Kellner stellte einen Teller mit Essen vor Denny ab und unterbrach Greg damit glücklicherweise. Wir warteten alle, bis er wieder weg war. Dann antwortete Denny: »Bis zur Beerdigung dauert es vielleicht zwei Wochen, vielleicht auch länger. Wir können nicht einfach hierbleiben und nichts tun.«

»Wir sollten aber dabei sein, Pearl.« Greg wandte sich an mich. »Du, ich, Ben. Dads erste Familie. Ich werde mit Jeanie reden und sie davon überzeugen, die Beerdigung schnell zu organisieren.«

Ich lachte. »Du bist dir immer so sicher, dass die Leute tun, was du willst, Greg.«

»Ich bin bloß optimistisch.« Er lächelte und stieß mit mir an.

»Du bist optimistisch ...«, zitierte ich den alten Spruch unserer Mutter. »Ich bin pessimistisch ...«

»... und Benjy ist realistisch«, vollendete Greg. »Aber eigentlich ist er zynisch, findest du nicht?«

»Wir müssen beide arbeiten«, gab Denny zu bedenken und setzte sein »Ich bin ein geduldiger Mann, aber ihr bringt mich an meine Grenzen«-Gesicht auf. »Wir haben nicht mal passende Kleidung für die Beerdigung dabei.«

»Ich schon«, widersprach ich.

Es folgte ein kurzes, angespanntes Schweigen. Das erschien mir als gute Gelegenheit, den Rest meines Weins auszutrinken, und zwar schnell.

»Du hast was dafür eingepackt?«, fragte Denny und starrte mich an. »Ich habe nur die Kleidung dabei, die ich gerade trage.«

»Ich hab noch mein schwarzes Kleid mitgenommen, nur für den Fall.«

Greg machte ein komisches Geräusch und wir beide schauten ihn an. Er weinte.

»Tschuldigung. Tschuldigung. Ich glaube, ich hab's erst jetzt wirklich kapiert. Gott. Ich kann's nicht glauben, dass er wirklich tot ist.« Er fuhr sich mit einer Hand über die Wange und versuchte, wieder einen normalen Gesichtsausdruck aufzusetzen. »Und ich kann's kaum glauben, dass du hier bist, Pearl. Ich hab dich so vermisst. Ellie und ich, wir haben dich beide wirklich so vermisst.«

»Ach, Greg.« Ich legte ihm den Arm um die Schultern und er lehnte sich an mich.

Der Denny, den ich liebte, die freundliche Version, die vorübergehend verschwunden war, tauchte wieder auf. »Greg. Es tut mir leid. Du versuchst, alles zu arrangieren, und wir sitzen hier und kabbeln uns.« Er rief den Kellner zu sich und bestellte drei Brandy.

»Pearl«, sagte Greg – oder lallte es vielmehr. Ich fragte mich, wie viel er wohl schon getrunken hatte, bevor wir gekommen waren. »Ich hab einen Anruf von Dads Anwalt bekommen.«

»Ach ja?«

»Anscheinend hat Dad dir was vermacht.«

»Bitte was?«

Der Kellner brachte die Brandys, und ich klammerte mich an mein Glas, als wäre es ein Rettungsring.

Greg nickte. »Seltsam, oder?«

»Was genau hat der Anwalt denn gesagt?«, wollte Denny wissen.

»Er sagte, dass es ein Vermächtnis für Pearl gebe und sie es bei der Beerdigung entgegennehmen müsse.«

»Ein Vermächtnis für *mich*? Da hat jemand offensichtlich einen Fehler gemacht.«

»Nein, er hat dir wirklich etwas hinterlassen.«

»Und dir und Benjy auch?«

»Nur dir, Pearl.« Greg hob sein Glas und ließ den Brandy darin kreisen.

»Und wenn ich nicht zur Beerdigung komme?«

»Dann bekommst du dein Vermächtnis nicht. Anscheinend wird es dann vernichtet.«

»*Was zum Teufel?*«, stieß Denny hervor und schüttelte den Kopf. »So was hab ich ja noch nie gehört.«

»Das klingt wirklich ziemlich verrückt«, gab ich zu. »Bist du sicher, dass du das richtig verstanden hast? Dad war es schon zu viel, ans Telefon zu gehen, er hat sich also bestimmt nicht die Mühe gemacht, ein Vermächtnis für mich vorzubereiten.«

»Sollen wir den dann mal trinken?« Greg hob sein Brandyglas erneut, und wir tranken auf uns, weil niemand von uns es ertragen konnte, auf die, die fehlten, anzustoßen. Denn seltsamerweise schien mein Vater, jetzt, wo er verstorben war, weniger zu fehlen als während der letzten dreißig Jahre zuvor.

CARRIE

Als ich den Brief zurück in den dicken cremefarbenen Umschlag schob, kam mir das Wort *Velin* in den Sinn. Velinpapier. Ein schweres, irgendwie gewichtiges Wort. Eine perfekte Beschreibung für das Gefühl, das mich beim Lesen des Briefes überkommen hatte.

Ich warf einen Blick ins Kinderzimmer, aber Emmie schlief immer noch tief und fest. Wahrscheinlich würde sie für eine weitere halbe Stunde nichts brauchen. Genug Zeit, um Mum anzurufen.

»Hallo, Liebling.« Sie klang müde, aber aufmerksam. Ich stellte mir vor, wie sie sich im Bett aufsetzte, und mein ganzer Ärger schmolz dahin.

»Stör ich dich gerade, Mum?«

»Du störst nie, mein Liebling.«

»Aber müssen sie gerade irgendwas bei dir machen?«

»Das können sie ja, während ich mit dir rede.« Ich hörte, wie sie zu jemandem etwas sagte und dann lachte. »Ling, die eine reizende Schwester, sagt gerade, sie wird jetzt meinen Puls und meinen Blutdruck messen, aber ich werde nicht mal merken, dass sie da ist.«

»Ich komm dich später besuchen«, erinnerte ich sie.

»Ich weiß! Ich kann's kaum erwarten.«

»Aber ich hab gerade einen äußerst ungewöhnlichen Brief bekommen und dachte, du könntest vielleicht gleich etwas Licht ins Dunkel bringen.«

»Ach, wirklich?«

»Der Brief ist von einem Anwalt ... dein Name wird erwähnt ...«

Sie sog scharf die Luft ein. »Verdammt, ich wollte es dir sagen, aber ich habe es immer wieder aufgeschoben, und dann kam da so dieses und jenes dazwischen ...«

»Du weißt also tatsächlich, worum es geht.« Ich verlagerte mein Gewicht, um eine gemütlichere Sitzposition zu finden. »Es ist also kein seltsamer Fehler oder irgendein Betrügerschreiben.«

»Liebling, bitte sei nicht böse. Ich weiß, ich hätte dich zuerst fragen sollen, aber ich hatte Angst, dass du Nein sagen würdest.«

»Da hattest du auch recht.«

»Es tut mir leid. Aber ich dachte, da die Umstände so sind, wie sie sind ... au!«

»Was ›au?‹ Geht's dir gut?«

»Alles gut, ich wusste nicht, dass sie Blut abnehmen würde. Böse Ling!« Mum lachte. »Und schon ist sie fertig. Sie sind so fleißig hier.«

»Ich will nicht stören, wenn sie dich untersuchen müssen, Mum. Ich bring den Brief einfach später mit, dann kannst du dich persönlich dafür entschuldigen, dass du dich eingemischt hast.«

»Sei nicht böse, Liebling. Du weißt, ich will nur das Beste für dich. Warum liest du mir den Brief nicht vor? Ich hör zu, das wird mich ablenken. Und vielleicht kann ich schon ein paar Fragen beantworten, bevor du herkommst.«

»Na gut, aber du bist wirklich in Ungnade gefallen, Mutter, glaub ja nicht, ich werde dir so schnell verzeihen.« Das sagte ich in meiner unbeschwertesten Stimme, damit wir beide wussten, dass ich bloß Spaß machte. Nur dass ich das

streng genommen gar nicht tat. Ich nahm den Brief heraus.

»Was ist eigentlich ›Velin‹?«

»Steht da ›Velin‹ in dem Brief?«

»Nein, ich musste bloß an das Wort denken, als ich den Umschlag aufgemacht hab.«

»Du bist ja witzig! Ich weiß nicht. Ist das nicht eine Art Pergament?«

Ich strich den Brief glatt und las ihn laut vor, wobei mein Herz genauso schnell schlug wie beim ersten Mal.

Sehr geehrte Ms Haskett,

ich schreibe Ihnen als Anwalt des am 17. April verstorbenen Mr Francis Nichols. Kurz nach einer Unterhaltung mit Ihrer Mutter Linda gab er mir am Telefon die Anweisung, Sie um Ihre Anwesenheit bei seiner Beerdigung zu ersuchen. Er bat mich zu betonen, dass dies sein letzter Wunsch sei und er inständig hoffe, dass sie ihm nachkommen werden.

Die Beerdigung findet am Dienstag, den 24. April, um 15 Uhr in der St. Augustine's Church in Rye statt.

Mit freundlichen Grüßen und meinem Beileid zu diesem Anlass.

Martin M. Claymore

Am anderen Ende der Leitung herrschte Stille. »Mum? Bist du noch dran?«

Ein langer Seufzer. »Ja. Er ist also gestorben. Meine Güte, die Beerdigung ist ja schon nächste Woche. Das haben sie aber schnell organisiert. Weißt du, wer er war?«

»Ich habe es mittlerweile herausgefunden. Mum, was ist da los? Ich werde sicher nicht zu der Beerdigung eines komplett fremden Mannes gehen.«

»Okay, wir können ja später darüber reden.«

»Du kannst dir bestimmt vorstellen, wie ich mich fühle.«

»Das kann ich, meine Süße. Aber weißt du, in Anbetracht der ganzen Situation will ich nur, dass du die Möglichkeit hast, falls ...«

»Nein!«, rief ich, denn das war genau das, was ich nicht hören wollte. Sofort hörte ich ein Weinen aus dem anderen Zimmer. »Verdammt, ich hab Emmie aufgeweckt.«

»Geh zu ihr, Liebling. Wir reden später weiter.«

»Gut.« Ich versuchte, die Unterhaltung mit etwas Veröhnlichem zu beenden. »Ich habe nur das Gefühl, dass mich der Ärger von innen auffrisst.«

Mum ließ sich auf meinen Wink ein. »Das tut mir leid. Lass mich mal sehen, ob ich eine Ärgerektomie durchführen kann.« Sie machte ein paar komische Geräusche, die wohl wie bei einer Operation klingen sollten –, auch wenn ich diese Nummer aus meiner Kindheit nie im Detail hinterfragt hatte. »So. Dein Ärger konnte erfolgreich entfernt werden.«

»Danke, Mum. Bis heute Nachmittag.«

»Kann's kaum erwarten.«

Wir legten auf, dann eilte ich in Emmies Zimmer und presste mein kaltes Gesicht gegen ihr warmes, feuchtes. Sie hörte sofort auf zu weinen. Ich trug sie in die Küche und setzte sie in ihren Hochstuhl. Sie war eine richtige kleine Frohnatur und schon darüber hinweg, eben so abrupt aufgeweckt worden zu sein. Mit ihrem Löffel schlug sie auf das Tischchen, bis die Mikrowelle *bingte*, da lachte sie.

»Du magst dieses Gourmet-Bing-Geräusch, was?« Ich

gab ihr das Milchfläschchen und sah ihr bewundernd dabei zu, wie sie daran schon ganz gekonnt trank. »Deine Großmutter kann ganz schön nervig sein, weißt du das, Emmie?«

Sie nahm ihr Fläschchen aus dem Mund und sagte: »Babbel babbel.«

»Ja, genau. Du hast es auf den Punkt gebracht. Das werde ich ihr sagen.«

Ich nahm den Teekessel, um ihn aufzufüllen, und betrachtete mein verzerrtes Gesicht in seiner silbrigen Oberfläche. Zu meinem Spiegelbild sagte ich: »Auf gar keinen Fall werde ich zu dieser blöden Beerdigung gehen.« Mums Einwand, warum ich dorthin gehen sollte, war schrecklich, und das würde ich ihr auch sagen.

Da es mir vor dem langen, mühsamen Anstieg zu Ians Wohnung schon gegraust hatte, war ich freudig überrascht, als er draußen auf dem Gehweg bereits auf uns wartete. Er kam rüber zum Auto und Emmie fing aufgeregt an zu brabbeln.

»Oh mein Gott, sie sagt ›Dada!‹«, rief er.

»Das ist bloß Zufall«, gab ich zurück. »Ich hab gelesen, dass es für Babys am leichtesten ist, d-Laute auszusprechen.«

»Jaja.« Er beugte sich über den Rücksitz und schnallte sie ab. »Du weißt, wer ich bin, was? Stimmt's? Ja, das weißt du! Ich bin dein Papa! Genau, dein Papa!«

Ich fand Ians Babystimme ziemlich unangenehm, verbarg meine Gefühle aber erfolgreich hinter einem so lauten Zähneknirschen, dass es quietschte.

»Hier ist ihre Tasche. Windeln, Milch, alles.«

Ian nahm Emmie hoch auf den Arm. So hoch oben gefiel

es ihr natürlich ganz gut, und so lachte sie und spielte an seiner Baseballkappe herum. »Tatsächlich hab ich ein paar Windeln gekauft.«

»Echt?« Das war mir neu. Ians einzige Zugeständnisse an sein Baby hatten sich bis jetzt immer auf einen kleinen monatlichen Scheck und einen ebenso kleinen monatlichen Besuch beschränkt.

»Kein Grund, das so zu sagen. Ich weiß, dass ich bisher nicht sonderlich hilfreich gewesen bin.«

Ich lachte. »Du warst bisher genauso hilfreich, wie ich es erwartet habe.«

»Das wird sich jetzt aber ändern.«

»Ach ja? Und warum?«

»Ist sie nicht toll? Unsere Tochter. Ich will mehr an ihrem Leben teilhaben.«

»Aha. Na ja, super.« Ich wusste, dass es einen Grund – vermutlich einen unerfreulichen – für sein neu erwachtes Interesse an Emmie geben musste, aber ich hatte nicht nur keine Zeit und keine Lust dazu, dem Ganzen nachzugehen, mir war es auch schlichtweg egal. Ian gehörte einfach zum Leben dazu wie Kakerlaken oder Durchfall, und das würde auch immer so bleiben, weil ich dämlich genug gewesen war, ihn als Vater meines Babys zu erwählen. Als ich schwanger wurde, dachte ich natürlich nicht so von ihm. Damals war ich verliebt und hatte eine rosarote Brille auf. Wie dumm von mir.

»Ich muss jetzt los, Ian. Die Besuchszeit ist ziemlich knapp.«

»Richte deiner Mum alles Liebe von mir aus. Und wir zwei werden jetzt richtig viel Spaß haben, nicht wahr, Em?«

Ich öffnete den Kofferraum, um den Buggy rauszuholen,

aber Ian kam mir zuvor: »Den brauch ich nicht. Hab einen gekauft. Maclaren.«

»Du machst doch Witze.«

»Wenn ich sie öfter haben will, werd ich schließlich auch die ganze Ausrüstung hier brauchen, oder?«

»Du meinst es also wirklich ernst?« Ich gab Emmie einen Kuss auf die warme Wange, aber sie bemerkte mich kaum, so beschäftigt war sie damit, Ian seine Kappe vom Kopf zu nehmen und sie ihm dann ganz schief wieder aufzusetzen.

»Das würde mich freuen. Wenn es für dich okay ist. Wo bei ich mir sicher bin, dass es für Emmie-Wemmie okay ist, gell? Ja, das ist es!«

»Sicher doch«, gab ich zurück und knirschte erneut mit den Zähnen, bis mir der Kiefer wehtat.

* * *

Als ich Mums Zimmer betrat, dachte ich, sie würde schlafen, doch während ich mich neben sie ans Bett setzte, schlug sie die Augen auf.

»Ach, Liebling!« Sie streckte die Hand nach mir aus und ich küsste sie.

»Wie geht's dir, Mum?« Sie sah blass aus und hatte dunkle Ringe unter den Augen.

»Ach, du weißt schon.« Sie machte eine Handbewegung, welche die Schläuche, die aus ihr herausschauten, die Maschine neben ihrem Bett und all die Technik mit einschloss, die sie am Leben hielt. »Ich bin bereit für den Ball im Palais heute Abend.«

»Ich komme auch mit. Was ziehst du an?«

»Wieso, was stimmt denn mit meinem Nachthemd nicht?« Sie warf sich in Pose. »Das ist doch so glamourös.«

Sie zog eine Hollywood-Schnute, ruinierte den Effekt aber dann durch einen so starken Hustenanfall, dass ich ihr helfen musste, sich im Bett aufzusetzen. Ich gab ihr ein bisschen Wasser aus einem Schnabelbecher, der sich gar nicht groß von Emmies Becher unterschied, aus dem sie vorher noch ihre Milch getrunken hatte. Unsere Blicke trafen sich über dem Rand, in stillschweigender Übereinkunft darüber, wie sehr wir das beide hassten.

Nachdem sich Mum wieder erholt hatte, lehnte sie sich nach vorne. »Keine Emmie?«

»Ich bring sie das nächste Mal wieder mit. Rede mit mir.«

»Hast du sie in die Kinderkrippe in der Arbeit gebracht?«

Mum hatte sich immer noch nicht an den aufregenden Luxus gewöhnt, dass ich einen Job an der Universität mit einem günstigen Kinderkrippenplatz auf dem Campus hatte. Einen Traum nannte sie das.

»Sie ist bei Ian.«

»Wirklich?« Mum setzte sich aufrecht hin. »Das ist ja vielversprechend.«

»Ja«, sagte ich nachdenklich. »Es ist vielversprechend, dass er mehr mit ihr zu tun haben will.«

»Und vielleicht auch noch vielversprechend für etwas anderes?« Mum lächelte. »Wollt ihr vielleicht sogar mehr wie eine richtige Familie sein?«

»Mum, hör auf damit, Ian und mich wieder zusammenbringen zu wollen. Der Zug ist abgefahren. Egal«, ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück, »ich nehme an, du willst mich nur vom eigentlichen Gesprächsthema ablenken, weil du weißt, dass du etwas getan hast, das du nicht hättest tun sollen.«

»Ich bin sehr krank«, erwiderte Mum, immer noch lächelnd, »du musst also nett zu mir sein.«

»Jetzt spielst du also die Krebs-Karte aus, ja?«

»Das ist die einzige, die mir noch bleibt.« Ihr Gesicht wurde ernst. »Entschuldige, Liebling. Ich weiß, dass ich vielleicht übers Ziel hinausgeschossen bin, aber was dieses bestimmte Thema angeht, sehe ich alles ganz anders als du.«

»Wie ist es überhaupt dazu gekommen?«

»Das ist eine lange Geschichte.« Mum überlegte einen Augenblick, wo sie anfangen sollte. »Erinnerst du dich noch, dass wir vor vielen Jahren unsere Kontaktdaten dort hinterlassen haben?«

»Dunkel. Wie lang ist das her?«

»Ungefähr zwanzig Jahre. Du warst damals fünfzehn. In deiner rebellischen Phase.«

Wir grinnten uns an. Meine rebellische Phase war kurz und ist ziemlich klischeehaft verlaufen: eine Lederjacke, ein wenig Türenknallen, ein paar Züge an der Zigarette einer Freundin und, zu meiner Schande, eine ziemlich schroffe (aber sehr kurze) Ablehnung meiner herzensguten, liebenden Eltern.

»Na ja, ich erwarte nicht von dir, dass du dich an diesen Teil erinnerst, aber wir haben ihnen unsere Kontaktdaten gegeben, nicht deine, weil du noch unter achtzehn warst. Und dann, vor ein paar Monaten, hat mich Francis kontaktiert, über eine Vermittlerin.«

»Das hast du mir nie erzählt!«

»Deinen Standpunkt dazu kannte ich ja. Von dieser süßen Teenagerphase einmal abgesehen, hast du immer sehr deutlich gemacht, dass du kein Interesse daran hattest, dass du nichts darüber wissen wolltest. Aber ich dachte, ich antworte einfach mal, um die Lage auszukundschaften.«

»Und?«

Mum nahm einen Schluck Wasser. »Ich habe ein paarmal mit ihm telefoniert. Er schlug sich so durch, war beinahe schon achtzig und bei schlechter Gesundheit. Er schien mir ein Mensch mit vielen Problemen zu sein. Er deutete ein tiefes Zerwürfnis zwischen sich und seinen Kindern an – tatsächlich zwischen ihm und so ungefähr jedem.«

»Dann wird es auf der Beerdigung also ziemlich ruhig zugehen.«

»Na na, Fräulein Carrie. Das ist aber nicht sehr respektvoll.«

»Entschuldige. Erzähl weiter.«

»Er hatte sicherlich seine Gründe dafür, sich mit mir zu diesem späten Zeitpunkt in Verbindung zu setzen. Ein Gefühl, etwas wiedergutmachen zu wollen, bevor es zu spät ist. Und ich muss sagen, dass ...«

»Nein, bitte nicht ...«

»Ich muss sagen«, wiederholte Mum mit deutlichem Nachdruck, »dass ich weiß, wie er sich gefühlt haben muss.«

»Das ist *nicht* das Gleiche. Dir wird's wieder besser gehen.«

Mum lächelte. »Dein positives Denken hat mir schon immer gefallen.« Sie nahm meine Hand und drückte sie an ihre Lippen. »Wenn ich dir gestehen würde – und ich zögere damit, weil es sich schrecklich nach emotionaler Erpressung anhört –, dass es mir aber ein echter Trost wäre, wenn du auf diese Beerdigung gingest, was würdest du dann sagen?«

»Dass sich das schrecklich nach emotionaler Erpressung anhört?«

»Ich weiß schon, dass ich immer für eine Überraschung gut bin. Aber schau, Carrie, Liebes, ich sag ja nicht mal,

dass du mit irgendwem reden sollst. Nur ein paar Gesichter sehen, das ist alles. Es geht nur darum, die Idee nicht gleich zu verwerfen.«

»Die werden sich fragen, wer zum Teufel ich bin.«

»Das werden sie nicht. Halt dich im Hintergrund, nenn einen falschen Namen, sag, wie leid es dir tut. Auf jeder Beerdigung gibt es immer mindestens eine Person, die keiner kennt, und erst sehr viel später hört man dann immer: ›Ach, ich dachte, das wäre *dein* Freund gewesen.« Weißt du noch, auf Paps Beerdigung?«

Wir lächelten uns an und dachten an Dads Beerdigung vor ein paar Jahren zurück, auf der ein gebrechlicher alter Kerl ganz hinten in der Kirche gesessen und die Lieder so laut und falsch mitgesungen hatte, dass sich alle nach ihm umgedreht hatten. »LOBEDENHERRN, MEI-NESEE-EE-LE.« Das war das einzig Lustige an dem sonst so schrecklichen Tag. Ich hatte angenommen, er wäre irgendein Onkel, Mum dachte hingegen, er wäre einer von Dads Kollegen, aber beim Leichenschmaus wurde uns dann klar, dass ihn niemand kannte.

»Darüber werde ich erst einmal nachdenken müssen.«

»Absolut. Das liegt ganz bei dir. Ich hab meinen Teil gesagt.« Sie hielt inne. »Aber stell dir doch bloß mal vor, wie toll wir dann über alle tratschen können, falls du hingehst.«

Eine große, lächelnde Schwester kam herein. »Zeit für ein paar Untersuchungen, Linda.«

»Dann lass ich dich mal allein«, verabschiedete ich mich und gab Mum einen Kuss auf die trockene Wange. »Bis bald.«

Mum flüsterte: »Denk darüber nach, ja?«

»Versprochen.«

Auf dem Heimweg vom Krankenhaus hielt ich mein Versprechen: Ich konnte an nichts anderes denken. Mum hatte wohl nicht mehr alle Tassen im Schrank, wenn sie annahm, dass ich an diesem Mann, Francis, Interesse hatte, oder daran, auf seine Beerdigung zu gehen. Ich hatte diesen Menschen nie kennengelernt und würde ihn jetzt auch nie mehr kennenlernen. Seine ganze Familie würde dort sein, und ehrlich gesagt wusste ich, dass ich mir das einfach nicht zutraute.

Ians Wohnung war ungewöhnlich aufgeräumt und sauber, und ich fragte mich, ob das denselben Grund hatte wie die Tatsache, dass er sich auf einmal auch mehr für Emmie interessierte: dass es da eine neue Frau zu beeindrucken gab.

»Wir hatten viel Spaß zusammen«, erzählte er mir, während er Emmies Sachen einsammelte. »Wir haben zu Musik getanzt und mit DUPLO gespielt, sind in Geschäfte gegangen und haben ein Picknick im Park gemacht.«

»Meine Güte, das ist aber viel für so ein paar Stunden, gut gemacht. Hat es deiner neuen Freundin gefallen, mit Emmie rumzuhängen?«

»Wovon redest du?«

»Du verlässt dich auf Emmies Schweigen«, fuhr ich fort, »aber du weißt schon, dass sie mir bald verraten kann, wen ihr getroffen habt, oder?«

»Du spinnst doch. Ich hab keine neue Freundin.«

Ich nahm Emmie auf den Arm. »Sag Tschüss zu diesem Mann, Emmie. Ich kann dir wirklich nicht sagen, wer das ist, aber er scheint dich zu kennen.«

»Haha, sehr witzig. Du bist doch bloß eifersüchtig, dass sie Dada und nicht Mummy sagt.«

»Tschüss, Ian.«